

sind, da es um die aktuellen Themen der Ausländerpolitik und ihre gesellschaftliche (sprachliche) Verarbeitung geht.

Das letzte Kapitel 5 will die theoretischen Diskussionen des ersten Teils mit dem empirischen Teil verbinden und u. a. auch die Thesen aus dem mittleren Teil überprüfen. Hierbei stehen die Konvergenzen und Divergenzen zwischen dem Gemeinsprachgebrauch und den juristischen Definitionen im Mittelpunkt, was gerade auch für fortgeschrittene Lerner und Lernerinnen des Deutschen als Fremdsprache ein spannendes Thema sein könnte.

Zusammenfassend ergibt sich, dass die Arbeit von Susanne Eva Patzke zu ihrem Verständnis solide, über Schulwissen deutlich hinausgehende linguistische Kenntnisse der Semantik erforderlich macht. Insbesondere die empirischen Teile können jedoch von Lehrenden des Deutschen als Fremdsprache sinnvoll eingesetzt werden.

Penke, Martina:

Flexion im mentalen Lexikon. Tübingen: Niemeyer, 2006 (Linguistische Arbeiten 503). – ISBN 3-484-30503-7. 248 Seiten, € 88,00

(Klaus Geyer, Vilnius / Litauen)

Der vorliegende Titel von Martina Penke ist ein sehr empfehlenswertes Buch. Als Habilitationsschrift an der Universität Düsseldorf im Sonderforschungsbereich 282 *Theorie des Lexikons* entstanden und bei den *Linguistischen Arbeiten*, der vielleicht renommiertesten Reihe für theoretisch ausgerichtete Sprachwissenschaft, erschienen, sind die Erwartungen naturgemäß hoch. Und sie werden erfüllt.

Das mentale Lexikon ist nach Jahr(zehnt)en der Syntaxzentrierung erfreulicherweise wieder stärker in den Fokus sprach-

wissenschaftlicher Forschung gerückt; auch und gerade im Bereich des Fremdsprachenlehrens und -lernens nimmt es eine wichtige Position ein. Nach Miller (1996: 152) umfasst das mentale Lexikon »[w]as jeder einzelne weiß, sein persönliches Wortwissen«, und ist damit »nur eine Teilmenge des abstrakten Lexikons, also der lexikalischen Komponente der Sprache« (ebd.). Außer im Unterschied zum abstrakten Lexikon einer Sprache – als der idealisierten Gesamtheit der mentalen Lexika aller Mitglieder einer Sprachgemeinschaft – ist das mentale Lexikon auch als verschiedene von einem Lexikon im Sinne von »Wörterbuch« zu konzipieren. Das mentale Lexikon hat man sich dabei hinsichtlich Inhalt und Struktur in einer Weise »gleichermaßen umfangreich und komplex« (Aitchison 1997: 19) vorzustellen, die selbst avancierte Wörter»buch«projekte wie z. B. *lexiko* des Instituts für deutsche Sprache bei weitem übertrifft.

Penke hat in der vorliegenden Arbeit aber nicht das mentale Lexikon als Ganzes im Blick, dies wäre auch nicht im Rahmen einer Monographie im Detail zu bewältigen (einen guten Überblick über den aktuellen Wissensstand zum mentalen Lexikon insgesamt bietet Vater (erscheint 2008)). Vielmehr konzentriert sie sich darauf, wie die Repräsentation der Flexion zu modellieren ist. Die Frage nach der Flexion im mentalen Lexikon erscheint zunächst nicht gleichermaßen relevant für alle Sprachen, und insbesondere der Blick auf den Kontrast von regelmäßiger vs. unregelmäßiger Flexion schränkt den Skopus weiter ein. Morphologisch-typologisch gesprochen (vgl. Comrie 1989: 47) geht es um Sprachen, die in hohem Maße fusional sind, d. h. viele Morpheme pro Wortform realisieren, und die v. a. einen hohen Syntheseindex aufweisen, d. h. keine klare Segmentierung der Morphe im Wort erlauben.

Ersteres trifft beispielsweise auch auf das Finnische als »agglutinierende« (in der traditionellen Terminologie von A. W. Schlegel) Sprache mit völlig regelmäßig segmentierbaren Affixen zu (bei rein phonologisch bedingter Allomorphie), letzteres zielt in erster Linie auf die »flektierenden«, typischerweise indoeuropäischen Sprachen ab (klassisch Sanskrit, Latein etc., modern z. B. Isländisch, Litauisch, Slowenisch; aber auch Arabisch; kaukasische Sprachen). Das Deutsche weist insgesamt nicht allzu viele, zumindest in Teilbereichen und v. a. bei den »starken« Verben aber deutliche flektierende Züge auf. Trotz des sprachtypologisch gesehen eingeschränkten Skopus des Themas stellt die Flexion im mentalen Lexikon jedoch als realisierbares Potenzial der menschlichen Sprachfähigkeit in jedem Fall einen ausgesprochen lohnenden Untersuchungsgegenstand dar, und dies ist auch der Ansatz der Autorin, wenn sie Erwerb, Repräsentation, Verarbeitung und Lokalisation flektierter Formen untersucht. Die Vorgehensweise ist insofern interdisziplinär, als sie die Ergebnisse psycho- und neurolinguistischer Studien mit der linguistischen Theorie des generativen Paradigmas verbindet.

Die Arbeit gliedert sich in sieben Kapitel. Im ersten Kapitel wird in den Gegenstandsbereich der Flexion und in die Kontroversen hinsichtlich seiner Repräsentation eingeführt, zudem legt die Autorin ihren Standpunkt zum Verhältnis von theoretischer Linguistik und Psycho-/Neurolinguistik dar. Skizziert wird zudem, welche Bereiche der Flexion im Deutschen für die vorliegende Untersuchung relevant sind (Partizip II von »schwachen« vs. »starken« Verben, Substantivplural, Subjekt-Verb-Kongruenzflexion). Kapitel 2 gibt einen Überblick über die angewendeten Methoden. Diese sind einerseits psycholinguistische Ver-

fahren (insbesondere Reaktionszeitexperimente, aber auch Elizitierung), andererseits neurolinguistische bildgebende Verfahren. Ergänzt wird dieses Kapitel um den methodischen Nutzen der Untersuchung selektiver Defizite bei Sprachstörungen. Die Methoden werden aber nicht nur vorgestellt, sondern auch differenziert diskutiert.

Kapitel 3 geht der Frage nach, wie unregelmäßige Flexionsformen im mentalen Lexikon repräsentiert sind. Dass dies als Ganzheiten geschieht, darüber besteht weitgehend Einigkeit. Daten von Spracherwerbsstudien (darunter auch solche der eigenen Tochter der Autorin) und von Sprachstörungen werden als Evidenz herangezogen. Frequenz und phonologische Ähnlichkeit (Reimwörter) sind wesentliche Einflussfaktoren, die den Zugriff auf die als Ganzheiten gespeicherten Formen beeinflussen.

Das vierte Kapitel thematisiert die Unterschiede zwischen regulär und irregulär flektierten Formen. Bedeutsam ist dabei die Kontroverse darum, ob die Repräsentation regelmäßiger Flexionsformen in antisymbolischen konnektionistischen Netzen oder durch die Manipulation symbolischer Einheiten erfolgt. Penke spricht sich nach eingehender Diskussion für letztere Position aus, wonach regelmäßige Flexionsformen jeweils bei Bedarf produktiv gebildet werden.

Kapitel 5 widmet sich der Frage, wie nun eine solche »dualistische Sicht der Flexion« (137) mit der Repräsentation von Affixen verfährt, insbesondere ob eigene Affixeinträge im mentalen Lexikon anzusetzen sind und wie diese sich von Lexem-Einträgen unterscheiden. Ergebnisse psycho- und neurolinguistischer Forschungen deuten darauf hin, dass solche Affixeinträge nach entsprechender Abstraktion existieren und für

Flexionsschemata produktiv genutzt werden.

Kapitel 6 enthält schließlich einen Vorschlag zur neuroanatomischen Lokalisation der Flexion, insbesondere in der kritischen Auseinandersetzung mit der Lokalisationstheorie von Michael T. Ullmann. Die distinkte Lokalisation unregelmäßiger und regelmäßiger Flexion, entsprechend der Konzeption einer Lokalisation des sprachlichen Wissens in einer sprachspezifischen Lexikon- und einer davon unabhängigen universalen Grammatik-Komponente, scheint dabei allzu einfach konstruiert zu sein. Wenn die reguläre Flexion als Teilkomponente des grammatischen Wissenssystems Affixeinträge im mentalen Lexikon beinhaltet, müssen die Beziehungen deutlich komplizierter sein. Eine neuroanatomische Lokalisation scheint zum jetzigen Zeitpunkt noch nicht möglich, zumal, wie Penke betont, typologische Unterschiede zwischen Sprachen eine erste Herausforderung für die Universalitätshypothese darstellen (könnten).

Das 7. und letzte Kapitel bietet eine exzellente Zusammenfassung – in großer Bescheidenheit von der Autorin als »Skizze« bezeichnet – zu »Erwerb und Repräsentation der Flexion im mentalen Lexikon« nach dem gegenwärtigen Wissensstand (vgl. auch das umfangreiche Literaturverzeichnis). Diese »Skizze« dürfte sogar für Unterrichtszwecke geeignet sein, z. B. in einem Kurs zu Spracherwerb und Psycholinguistik o.ä. im Masterstudium. Dies ist dezidiert als Kompliment zu verstehen und keineswegs als Kritik im Sinne mangelnder wissenschaftlicher Tiefe. Ohnehin zeichnet sich Penkes Arbeit durch die klare sprachliche Darstellung aus. Dies und die ausgewogene Diskussion kontroverser Positionen mit ihren stringenten Argumentationen machen es zu einem Vergnügen, das Buch zu lesen, zumal Zu-

sammenfassungen und die Veranschaulichung und Illustration von Sachverhalten durch zahlreiche, stets motivierte und mit dem Text verknüpfte Tabellen und Abbildungen die Rezeption unterstützen. Lediglich ein (Autoren- und Sach-) Register sucht man vergeblich in diesem Buch. Dass ausgerechnet die Danksagung einen Tippfehler enthält (»dieses Arbeit«, V), mag ärgerlich sein. Insgesamt gibt es jedoch nur minimal Anlass zu formalen Beanstandungen – wie man es von einem Band der *Linguistischen Arbeiten* auch erwarten darf.

Eine inhaltliche Unaufmerksamkeit auf S. 64 soll jedoch nicht unerwähnt bleiben. Hier bezieht sich die Autorin auf eine »relativ große Gruppe 18 starker Verben, die im Basisstamm auf /ɪnC_{Obstruent}/ enden«, und führt als Beispiele *sinken*, *singen* und *klingen* an. Die letzteren beiden entsprechen jedoch dem Kriterium nicht (jedenfalls nicht soweit hier nicht eine implizite zu Grunde liegende Struktur angenommen ist), da sie auf /ɪC_{Sonorant}/, genauer auf /ɪŋ/ enden. Ein Blick ins Wörterbuch macht deutlich, dass die postulierte »relativ große Gruppe« in zwei annähernd gleich große Teilgruppen zerfällt: einmal diejenigen starken Verben, deren Stamm tatsächlich dem o.g. Kriterium entspricht (*binden*, *empfinden*, *finden*, *schinden*, *schwinden*, *stinken*, *trinken*, *winden*; /n/ > /ŋ/ vor /k/ bei *sinken* und *trinken* lässt sich über eine phonologische Regel (Assimilation) aus /ɪnC_{Obstruent}/ erklären), und einmal diejenigen, deren Stamm auf /ɪŋ/ endet (*dringen*, *gelingen*, *misslingen*, *ringen*, *schlingen*, *springen*, *wringen*, *zwingen*).¹ Diese Ungenauigkeit, die vermutlich einer allzu starken Orientierung an der Wortschreibung (Buchstabe <g>) geschuldet ist, tut allerdings dem Argument Penkes an dieser Stelle keinen Abbruch, dass nämlich phonologische Ähnlichkeitseffekte bei der Bildung unregelmäßiger Flexionsformen und de-

ren Repräsentation eine wesentliche Rolle spielen.

Welche Relevanz für die Disziplin Deutsch als Fremdsprache hat dieses Buch – über den banalen Erfahrungswert hinaus, dass regelmäßige Flexionsformen bei Bedarf gebildet und deshalb regelbasiert gelehrt und gelernt, unregelmäßige Formen hingegen als Ausnahmen als Ganzheiten behandelt werden? Penkes Ergebnisse sind klar auf die Erstsprache und den Erstspracherwerb bezogen und somit, da die sogenannte Identitätstheorie zur Parallelität von L1- und L2-Erwerb weitgehend als obsolet gilt (vgl. Klein 2001: 612 f.), nicht direkt übertragbar auf Zweitspracherwerb oder gar auf das Fremdsprachen-Lehren. Mögen auch, wie eingangs erwähnt, Sprachen mit derart flektierenden Anteilen typologisch etwas exotisch sein, so gehören sie doch zu den meistgelernten (darunter auch Deutsch). Schon deshalb lohnt die Beschäftigung mit der mentalen Repräsentation in diesem komplexen Bereich. Zudem wird deutlich, dass eine gründliche und methodisch fundierte Datengewinnung samt einer kritischen Datenanalyse unerlässlich ist, um von (plausiblen) Vermutungen auch und ausdrücklich im Bereich des Zweit- und Fremdspracherwerbs hin zum Wissen zu gelangen. Diese Aspekte sprechen m. E. für die (mittelbare) Relevanz dieser Arbeit auch für DaF; man darf Penkes *Flexion im mentalen Lexikon* wünschen, dass es auch in der Disziplin DaF angemessene Berücksichtigung findet.

Anmerkung

1 Einschließlich *empfinden* als nicht transparenter Präfigierung zu *finden* zählen nach *Langenscheidt Großwörterbuch DaF* oder *De Gruyter Wörterbuch DaF* sogar 19 Verben zu diesen Gruppen, wie aufmerksamen Leserinnen und Lesern nicht entgangen sein wird.

Literatur

- Aitchison, Jean: *Wörter im Kopf: eine Einführung in das mentale Lexikon*. Tübingen: Niemeyer, 1997.
- Comrie, Bernard: *Language universals and linguistic typology: syntax and morphology*. 2. Aufl. Chicago: Univ. of Chicago Press, 1989.
- Klein, Wolfgang: »Typen und Konzepte des Spracherwerbs.« In: Helbig, Gerhard; Götze, Lutz; Henrici, Gert; Krumm, Hans-Jürgen (Hrsg.): *Deutsch als Fremdsprache: ein internationales Handbuch*. Bd. 1. Berlin: de Gruyter, 2001, 604–617.
- Miller, George A.: *Wörter: Streifzüge durch die Psycholinguistik*. 2. Aufl. Frankfurt/M.: Zweitausendeins, 1996.
- Vater, Heinz: »On the structure of the mental lexicon.« In: Račienė, Ernesta; Selmistraitis, Linas; Geyer, Klaus (Hrsg.): *Kalba ir kontekstai – language in different contexts II*. Vilnius: Verlag der Pädagogischen Universität Vilnius, 2008, 103–130.

Perlmann-Balme, Michaela; Schwalb, Susanne; Weers, Dörte:

Em neu Brückenkurs. Kursbuch. – ISBN 3-19-001696-8. 128 Seiten, € 16,50; Orth-Chambach, Jutta; Perlmann-Balme, Michaela; Schwalb, Susanne: **Em neu Brückenkurs. Arbeitsbuch.** – ISBN 3-19-011696-2. 136 Seiten, € 12,50; **2 Audio-CDs.** – ISBN 3-19-041696-6. 138 Min., € 25,95; **2 Kassetten.** – ISBN 3-19-031696-1. 137 Min., € 25,95; Perlmann-Balme, Michaela; Baier, Gabi; Thoma, Barbara: **Em neu Brückenkurs. Lehrerhandbuch.** – ISBN 3-19-021696-3. 120 Seiten, € 14,50. Ismaning: Hueber, 2007

(Joanna Targońska, Olsztyn / Polen)

Em neu Brückenkurs – der erste Teil der dreibändigen *em*-Reihe – besteht aus einem Lehrbuch, Arbeitsbuch und Lehrerhandbuch sowie Audiokassetten bzw. CDs mit Hörtexten und Ausspracheübungen. Dieses Lehrwerk, das sich als ein Brückenkurs auf dem Weg vom Zerti-